

Leben jenseits der Brücke

Bilder aus der Phantomrepublik – Christian Petzolds „Gespenster“ kommt in die Kinos

Großartig ist an diesem Film seine Kurventechnik. Jene Momente, wenn die Kamera – zum ersten Mal arbeitet Christian Petzold über weite Strecken mit Steadicam – die verschiedenen Figuren verfolgt, wie sie durch Parks oder Kaufhäuser eilen, über Straßen und Gehwege und Rolltreppen, und rasch um eine Ecke biegen – und wie dann ein neuer Weg, ein anderes Blickfeld sich dort auftut. Es ist die eigene Neugier und Entdeckerfreude, die der Film hier inszeniert, diese Erregung, wenn man unbekanntes Terrain betritt, von der das Kino schon so viel profitiert hat. Dieses unbestimmte Gefühl, man könnte von den anderen zum Geheimnis der eigenen Existenz geführt werden. Ein Zwischentitel aus „Nosferatu“ war wesentlich für den Titel des Films, der berühmte Satz, wenn der ahnungslose Held das Land der Untoten betritt: „Als er über die Brücke ging, kamen ihm die Gespenster entgegen!“ Ein Satz, der so weiträumig wie nur möglich verstanden werden, bis an seine Grenzen gedehnt werden muss – die ganze Stadt, die ganze Welt wird nun Phantom. Fasziniert haben Berlin und die übrige Republik dazu, als der Film auf der Berlinale im Februar im Wettbewerb lief, dieses Bild zur Kenntnis genommen.

Das neue Berlin, die Stadt, die sich immer fremder wird. Petzold und sein großartiger Kameramann Hans Fromm filmen in ihrem Herzen, um den Potsdamer Platz herum, ihre Bilder sind von magischer Abseitigkeit. Der Tiergarten wird zum Zauberwald. Ein Rauschen geht durch ihn hindurch, wie man es seit Antonions „Blow Up“ nicht mehr gehört hat im Kino, und es wird einem nicht aus dem Kopf gehen später in den Räumen, durch deren Fenster man die vom Wind heftig bewegten Bäume sehen wird.

Ein Mädchen sieht man auf einer Wiese, in orangefarbener Weste. Arbeitsdienst, sie gehört zu der Brigade, die den Park vom Abfall befreien soll. Nina (Julia Hummer) ist ein Heimkind, ohne Eltern, ohne Freunde, vom Gruppenleiter schikaniert, vom Rest der Gruppe gehetzt. Plötzlich wird sie durch erregte Stimmen irritiert, von der Arbeit abgelenkt. Eine Auseinandersetzung, ein Streit. Ein anderes Mädchen wird von zwielichtigen Typen heftig bedrängt, es geht um Schmuckstücke, die sie aushändigen soll. Es ist Toni (Sabine Timoteo), eine Nomadin, eine Streunerin. Am See stehen die Mädchen sich gegenüber. Sie wollen versuchen *Freundinnen* zu wer-

den – so wenigstens steht es auf den T-Shirts, mit denen sie schließlich zu einem Casting antreten für einen Film. Nina et Toni vont en bateau . . .

Ein Märchen stand am Anfang, das Grimmsche Märchen vom Totenhemdchen. Seit Bloch und Benjamin besteht kein Zweifel mehr daran, dass das Märchen ein realistisches Genre ist – Märchen erzählen diese Welt, sagt Christian Petzold. Sein Film ist ein Märchen gegen falsches Mitleid und ein Übermaß an Trauer und Tränen. Ein Kind ist gestorben, die Mutter kann den Verlust nicht fassen: „Bald darauf aber, nachdem es begraben war, zeigte sich das Kind nachts an den Plätzen, wo es sonst im Leben gesessen und gespielt hatte, weinte die Mutter, so weinte es auch, und wenn der Morgen kam, war es verschwunden.“ Die Mutter kann nicht loslassen, und so lange wird das Kind keinen Frieden finden. Ewige Wiederkehr, quälende, nutzlose Ritualisierung, Traumatisierung.

Die äußerste Sicherheit

Die zwei Mädchen werden in die Muttergeschichte hineingezogen. Eine Französin (Marianne Basler) ist nach Berlin gekommen, sucht ihre Tochter Marie, die vor vielen Jahren vor einem Supermarkt entführt wurde und seitdem spurlos verschwunden ist. In Nina meint sie ihr Kind zu erkennen – und Nina hat tatsächlich die Narbe am Fuß, die als Erkennungszeichen dienen könnte. Die plötzliche Chance einer Geborgenheit wird sofort ausbalanciert durch Misstrauen und Trotz. Man kennt diese Dialektik aus den anderen Petzold-Filmen. In „Die innere Sicherheit“ war Julia Hummer ein Mädchen, das mit seinen Eltern, ehemaligen RAF-Terroristen, auf der Flucht ist, ohne Hoffnung, jemals wieder eine Stadt, eine Wohnung als Heim zu erfahren. In „Wolfsburg“ führt ein Verkehrsunfall – ein Junge wird auf einer Straße vor der Stadt überfahren – die Mutter und den Unfallfahrer in eine Beziehung, die immer mehr auf eine Liebe zusteuert.

Wie falsche Konstruktionen echte Gefühle produzieren können, das interessiert den Filmemacher Christian Petzold, wie Lüge Wahrheit hervorbringt, wie Normalität als Kategorie völlig sinnlos wird und Einsamkeit sich in eine produktive Kraft verwandelt. Sabine Timoteo ist rechthaberisch, ungerecht, großsprecherisch – sie protzt mit Erfahrungen, die sie womöglich nie gemacht hat. Julia

Hummer ist mürrisch und widerspenstig – und sie weigert sich, irgendwelche Wohltaten anzunehmen. Die zwei erinnern an die Mädchen in den frühen Filmen der Nouvelle Vague, an Anna Karina bei Godard, aber sie gehören doch voll und ganz in die Realität der Bundesrepublik im Jahr 2005, eine Welt, in der Arbeitslosigkeit, Mangel an Beziehungen, wachsender Dissens zu spüren sind. „Du musst dich den anderen darbiegen und dich dir selbst anvertrauen“, hat Godard seinem „Vivre sa vie“ als Motto mitgegeben – ein Satz von Montaigne. Einmal tanzen Petzolds Mädchen auf einer Party nach dem großen Casting in einer Villa am Stadtrand. Die Szene ist in rotes Partylicht getaucht, das alle Nuancen tötet. Der Moment der größten Freundschaft und Intimität ist rein gespenstisch. Am Türrahmen lehnt der Regisseur (Benno Fürmann), auch er erfasst vom Rotlicht, der Mann, der mit den Menschen spielt, ein Nachfahr des Grafen Orlok, des dämonischen Schlossherrn in „Nosferatu“.

Mit dem Kino, mit den Medien der technischen Reproduzierbarkeit hat das Gespenstische eine neue, eine nahezu nüchterne Dimension bekommen. Schon Goethe hat es, wie das Grimmsche Wörterbuch gewissenhaft vermerkt, immer gern im wissenschaftlichen Kontext gebraucht, für „alles was erscheint, ohne eine Körperlichkeit zu haben“. Vom alten Gespenstergenie ist in Petzolds Film eine einzige Szene geblieben, eine Videoaufnahme – im Blick einer Überwachungskamera ist da jener Moment festgehalten, da ein Mann das Einkaufswägelchen mit der kleinen Marie wegzieht. Von Bildern des Mädchens sind dann für die Fahndung immer wieder Phantombilder gemacht worden – vom Computer an die mögliche Entwicklung der Jahre angepasst. Leblose Bilder, in denen es keine Spuren von Wirklichkeit gibt. Wer ist diese Marie, hat sie je existiert? Vor der grausamen Zersetzungskraft dieser Bilder hilft nur die Flucht in die andere Realität, ins Kino. FRITZ GÖTTLER

GESPENSTER, D 2005 – Regie: Christian Petzold. Buch: Christian Petzold, Harun Farocki. Kamera: Hans Fromm. Schnitt: Bettina Böhrer. Ton: Andreas Mücke-Niesytka. Musik: Stefan Will, Marco Drechkötter. Mit: Julia Hummer, Sabine Timoteo, Marianne Basler, Aurélien Recoing, Benno Fürmann, Anna Schudt, Claudia Geissler, Philipp Hauß. Piffel, 85 Minuten.